

Nr. 286. Bromberg, den 10. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Gegen Mitternacht erscheint der Schatten der Krankenschwester hinter dem weißen Mullvorhang. Die Schwester stößt das Fenster auf, die zwei Flügel mit beiden sich ausbreitenden Armen ... steht einen Augenblick reglos, die Hände an den Scheiben, den Blick ins Weite, als spräche sie ein kurzes Gebet in die Nacht. Dann tritt sie vom Fenster zurück.

Das Fenster bleibt offen. Das Licht erlischt.

Else preßt die Hand des Bruders:

„Jetzt schläft sie sich gesund."

Zu Hause kommt ihnen der Diener entgegen, der sonst um diese Zeit längst im Bett liegt. Er sagt mit einer Stimme, die sie nicht kennen an ihm:

„Es ist vorhin aus der Klinik telephoniert worden! Vor zwei Stunden etwa ... ob die jungen Herrschaften nicht kommen könnten ... der gnädigen Frau ginge es sehr schlecht ... es ginge jeden Augenblick zu Ende.

Else fällt gegen die Brust des Bruders. Aber sie weint nicht.

Hans legt die Hand auf die Schulter der Schwester. Er sagt kein Wort.

Beide sehen sie plötzlich die ausgebreiteten Arme der Krankenschwester im Fensterrahmen — sie wollte einer Seele den Weg weisen in die Ewigkeit. —

Sie sitzen beide im Bibliothekzimmer. Schweigen.

Zwei Stunden später erst nimmt Else ihren Hut ab. Hans ballt die Hände in der Tasche, sieht nicht aus, als ob er Kummer, sondern als ob er einen großen Zorn zu verarbeiten hätte.

Else denkt: es gibt Nachtzüge ... vielleicht kommt Vater mit einem letzten Zuge irgendwoher ...

Aber was soll Vater jetzt noch ...?

Sie bückt sich ... ein Papier ist Hans aus der Tasche gefallen ... sie hebt es auf ... Es ist das Telegramm des Vaters von der vorigen Nacht.

Und plötzlich stutzt sie ... wird blaß ... Wo war das Telegramm aufgegeben worden? ... Wo!? ... Berlin, den ...?! Berlin! ... Aufgegeben in Berlin, eine Stunde vor der Ankunft im Hause? ... Hans, der noch unten geblieben war in der Nacht — Hans, der das Telephon hatte haben wollen — Hans, der, als sie ihn in jubelndem Glück geweckt hatte ...

Sie sieht zum Bruder hinüber, der wortlos in eine Ecke starrt.

Da sagt Else kein Wort. Sie steht auf, zerreißt das Telegramm mit harten Fingern in kleine Fetzen und stopft sie tief in den Papierkorb.

Dann setzt sie sich neben den Bruder, legt den Kopf an seine Schulter, flüstert leise: „Du ..."

Die Tage dann —

Hans sitzt vor Vaters Schreibtisch in der Brückenallee und setzt die Todesanzeige auf. Er sagt Else, die in ihrem einfachen, stumpfen, schwarzen Kleid aussieht wie ein dürftiger Spatz:

„Schick nachher den Diener mit dem Text in die nächste Annoncenagentur ... die Anzeige muß in allen großen Berliner Blättern erscheinen. Ich geh' ins Blumengeschäft."

Else ruft ihm nach:

„Vergiß deine schwarze Armbinde nicht."

„Ja, ja ..." Soll ihn doch zufrieden lassen mit dem Zeug! Es geht um andere Dinge! ... Die Mutter wird beerdigt, während der eigene Mann — pfui Deubel ...! Er wirft die Tür hinter sich zu.

Else beugt sich über die von Hans mit Bleistift aufgesetzte Todesanzeige:

> Heute nacht verschied an den Folgen eines langjährigen Leidens unsere geliebte Mutter
>
> W a n d a R ö m e r
>
> im 52. Lebensjahre.
>
> Die Beerdigung findet am Freitag, nachmittags um 5 Uhr, von der Kapelle des Matthäikirchhofes am Bahnhof Großgörschenstraße aus statt.
>
> Berlin, 10. Juli 193...
>
> Die trauernden Hinterbliebenen
> Else Römer, Hans Römer.

Die Worte flimmern vor Elses Augen.

Das geht nicht, was der Bruder da tut! Das ist ganz unmöglich! Das heißt ja, die Schande in alle Welt hinausschreien!

Sie greift zum Bleistift und setzt in ihrer zierlichen Mädchenschrift vor die Worte „unsere geliebte Mutter": „meine über alles geliebte Frau" und unmittelbar unter „Die trauernden Hinterbliebenen" den Namen „Direktor Heinrich Römer".

Dann klingelt Else dem Diener. —

— In tiefem Schweigen folgen die Angestellten und Arbeiter der Maschinenfabrik „Vulkan" dem mit Blumenkränzen überdeckten Sarge Wanda Römers. So lang ist das Trauergeleit, daß es sich von der Friedhofskapelle bis zur Grabstätte hinzieht.

Dicht hinter dem Sarge schreiten Hans und Else.

Die älteren Arbeiter mühen sich ehrlich, ihren Blicken jede lüsterne Neugier zu nehmen. Es fällt ihnen nicht leicht. Denn daß der Chef nicht mal zur Beerdigung der eigenen Frau in Berlin eingetroffen ist, streift die Sensation.

Wie mit einem Makel behaftet fühlen sich Hans und Else, da sie ohne den Vater vor dem offenen Grabe stehen. Sie spüren die Hunderte von Blicken, die immer wieder forschend-hastig über ihre Gesichter streichen.

Nur Gerda Manz, die weit entfernt von der Stelle, an der Wanda Römers sterbliche Hülle in die Tiefe hinabgelassen wird — die Mutter am Arm —, auf die erhöhte Steineinfassung eines Erbbegräbnisses gestiegen ist, blickt ohne Unterlaß nur immer nach Hans Römer hin.

Sie trägt Elses schwarzes Seidenmusseline-Kleid — die roten Blenden hat sie vorher abgetrennt — und den schwarzen Hut — die lange Feder hat sie vorher vom Stroh abgelöst.

Frau Manz reißt die Tochter am Arm, einmal, zweimal. Ungeduldig. Beansprucht Aufmerksamkeit. Fuchtelt erregt in die Luft: „Wo ist denn der Mann der Toten? Zeig'ihn mir doch!"

„Krank", antwortet Gerda in abwehrender Gebärdensprache und löst gereizt ihren Arm aus dem der Mutter, als diese wissen will, welche Krankheit er hat und ob es gefährlich sei.

Gerda sieht über die Köpfe der Arbeiter hinweg, wie Hans Römer Erde auf den Sarg hinabfallen läßt, wie er der Schwester die Schaufel in die Hand legt.

Die Geschwister haben einen so strengen, abweisenden Zug um den Mund, daß sich der Kreis um sie verbreitert, als sie sich umwenden. Nur der Betriebsingenieur tritt vor — drückt Else Römer die Hand.

Gerda sieht, wie das junge Mädchen die Augen zu Karsten aufschlägt und wie sie ihn verloren, mit einem Ausdruck tiefster Trauer anblickt.

Hans Römer legt seine Hand unter den Ellbogen der Schwester und führt sie durch die Menge, die schweigend zur Seite weicht — durch die breite Friedhofsallee bis zum Wagen. Gerda Manz nickt schüchtern, als Hans Römer, an dessen Seite der Geistliche schreitet, an ihr vorüberkommt. Er sieht es nicht.

Gerda fühlt einen Stich im Herzen.

Die Mutter reißt die Tochter am Ärmel; sie will sehen, wie die trauernden Hinterbliebenen in den Wagen steigen und ob sie weinen.

Bald liegt der Friedhof wieder in vorabendlicher Stille. Nur einzelne Arbeiter mit ihren Frauen genießen noch den schönen, ausklingenden Tag, lustwandeln zwischen Hügeln und Kreuzen und lesen die Inschriften auf den Steintafeln längst zusammengefallener Gräber: — die Liebe aber währet ewiglich! —

*

Heinrich Römer ist im südfranzösischen Städtchen Grasse ins Vestibül des Hotels de la Gare getreten und bittet den Portier, der zugleich Empfangschef ist, um Anweisung eines Konferenzzimmers.

„Übernachtet der Herr bei uns?" erkundigt sich der Portier.

„Ich bat um ein Konferenzzimmer", schneidet Direktor Römer hart alle weiteren Fragen ab. „Wie Sie mir das Konferenzzimmer berechnen, ist mir gleich."

Der Portier verbeugt sich.

„Das Lesezimmer, Monsieur, kann auf Wunsch eine Weile für die anderen Gäste des Hotels gesperrt werden. Es sind zwei Klubsessel drin und ein runder Klubtisch. Ich kann aber noch Stühle hereinstellen lassen! Wie viele Herren werden erwartet?"

Die aufdringliche Dienstbereitschaft des Portiers fällt Römer auf die Nerven.

„Ich erwarte einen einzelnen Herrn. Wenn nach Direktor Römer gefragt wird, führen Sie ihn ohne weiteres zu mir."

Er sieht sich um: „Wo ist der Raum?"

Der Portier führt Heinrich Römer in das schmale, einfenstrige Lesezimmer, legt die unordentlich herumliegenden Zeitungen aufgereiht auf den Mitteltisch und schließt die Tür hinter sich.

Heinrich Römer geht um den Tisch herum. Steht auf, kaum daß er sich setzte. Nimmt eine Zeitung in die Hand, blättert, kommt nicht über die zweite Seite hinweg.

Immerhin nicht sehr angenehm, die bevorstehende erste Begegnung mit Molignon!

Er hätte ihn ja auch einfach im Stich lassen können mit weiteren Geldunterstützungen. Aber schließlich war ja so ein Zirkus auch ein Unternehmen, ein Unternehmen, das ein paar Dutzend Menschen Lohn und Brot brachte! Es gehörte sich also, daß er Molignon in aller Form die Mitteilung machte, daß — nach der Indiskretion in dem deutschen illustrierten Blatt — auf seine finanzielle Beihilfe nicht mehr zu rechnen sei. Er hätte ihm das ja auch schriftlich erklären können, aber es war wohl doch wie ein Kitzel für Römer, sich dem kleinen Zirkusdirektor im grellen Tageslicht Auge in Auge gegenüberzustellen. Wie ein kleines Spiel, wie eine Kraftprobe auf die Wirkung seiner Persönlichkeit! Tja . . . dann wäre das denn also der letzte Sommer, den er so verbrachte . . .! Dann machte er Schluß damit — er war ja schließlich Herr seiner fünf Sinne. Er war kein Traumwandler! Er wußte, was er tat. Er lebte seine zwei Leben klar und bewußt, mit scharfem Trennungsstrich zwischen seinen beiden Leben.

Daß er in jeder Sommermitte den gleichen Entschluß faßt: sein kurzes starkes Zwischenleben ein für alle Male zu beenden, und daß er dann doch in jedem Frühling wieder dem gleichen Zwange erliegt — das weiß er in diesem Augenblick selbst nicht. Er dünkt sich Herr seines Willens und sich selbst gewachsen. Und Wanda, die so viel Geduld gehabt hatte mit ihm all die Jahre, sollte vom nächsten Sommer ab entschädigt werden für alles, was sie durch ihn gelitten hatte! . . . Dann würde er auch nie mehr in der ihn aufzehrenden, ihn oft bis zur Besinnungslosigkeit lähmenden Angst schweben, daß die Welt erführe, daß die Seinen es zu wissen bekämen, auf welcher Ebene er die Seite seines Wesens zur Auswirkung brachte, die er — gehemmt durch eine unterbewußte Wehr — seit seinen Kindertagen schamhaft vor der Umwelt verbarg.

Der Portier reißt die Tür auf:

„Der Herr ist da, Monsieur!"

„Lassen Sie ihn eintreten", sagt Römer.

Beinahe liegt Spott um seine Lippen. Er geht Direktor Molignon zwei Schritte entgegen — und bleibt stehen! Kerzengerade!

Alfred Becker steht auf der Schwelle, der frühere Kassierer der Maschinenfabrik Vulkan.

Beide Männer sehen einander an, ohne Wimperzucken.

Der Portier sagt:

„Soll ich eine Karaffe Wasser hereinschicken?"

Da ihm keine Antwort wird, geht er hinaus.

Das Schweigen in dem schmalen Zimmer, das nach Zeitungsdruck und abgestandenem Parfüm riecht, ist atembeklemmend.

Es ist das erstemal, daß Heinrich Römer einer Lage nicht gewachsen ist, sie nicht sofort zu seinen Gunsten umbiegt. Aus sich jagenden Gedanken heraus sagt er:

„Woher wissen Sie, daß ich . . Wie kommen Sie nach Grasse? . . . Seit wann sind Sie hier?"

„Seit einer halben Stunde. Ich verfolge Ihre Spur seit Tagen und fand sie . . . in Villefranche! Es war einer der größten Eindrücke meines Lebens."

Heinrich Römers Lippen legen sich zu einem schmalen, harten Strich zusammen. Sein Blick flackert.

Alfred Becker legt seinen Strohhut auf den Tisch:

„Ich fahre nach beendeter Unterredung sofort wieder ab! Sie haben von mir nichts zu befürchten!"

Römer wird blaß. Von so grünlicher Blässe, daß Becker einen Schritt auf ihn zukommt.

Fast ohne Kraft wiederholt Römer: „. . . befürchten?"

Becker sagt, mit einem Gemisch aus Selbstverteidigungsdrang und Dreistigkeit:

„Auch ich habe Verständnis für — „Abirrungen" Herr Direktor . . . Ob einer unter dem Zwang einer Leidenschaft für eine Frau handelt — wie ich — oder einem Zwang erliegt, der aus ihm selbst heraus kommt, das ist doch wohl gleich, Herr Römer! Wenn der Betreffende dadurch in Konflikte mit der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft kommt!"

„Wieso wußten Sie denn überhaupt, daß ich in dieser Gegend bin?" herrscht Römer den Kassierer an — zum erstenmal in seinem Leben in die Defensive gedrängt.

„Ich verdanke die Orientierung Ihrem Herrn Sohn in Berlin. Ich erfuhr, daß Sie jede Verfolgung meiner Person abbliesen, als Sie hörten, daß ich an die Riviera flüchten wollte! Sie mußten Ihren Grund dazu haben — hatten vermutlich selbst die Absicht, an die Riviera zu fahren, und wünschten kein Aufsehen um sich herum! . . . Man beschäftigt sich viel mit Ihnen in der Fabrik, Herr Direktor . . . Ich reiste an die Riviera. Ich suchte. Und fand Ihre Spur . . .! Ich werde Ihren Wunsch, kein Aufsehen zu erregen, respektieren — das ist mein Dank für Ihr damaliges Wohlwollen gegen mich — und bitte Sie jetzt um Rückgabe des von mir in Ihrem Bureau unterschriebenen Scheines! . . . Hier sind die fehlenden zehntausend Mark." Becker zählt sie auf den Tisch: „. . . für deren Rückerstattung Sie mir allerdings fünf Jahre Zeit ließen! . . . Also bitte den Schein!"

(Fortsetzung folgt.)

Von Wölfen gejagt!

Von Karl Waldemar.

Wölfe zählen zu den feigsten Tieren. Nur deshalb greifen sie stets in Herden an. Der einzelne Wolf ist ungefährlich. Im Winter, wenn sie durch den Schnee wenig zu fressen finden, scharen sie sich zusammen, gemeinsam ihre Beute zu erjagen. Im Sommer sind die Wölfe froh, solange man sie zufrieden läßt. In Rudeln aber greifen sie auch den Menschen an. Gefräßigkeit, List und Verschlagenheit sind ihre Hauptmerkmale. Ihre Heimat ist insbesondere der Norden Rußlands und Amerikas, auch Kanada und die meisten Felsen-Gebirge.

In den russischen Steppen sind alle Blockhütten zu Festungen umgewandelt, von hohen Dornenhecken umgeben, zum Schutze gegen die Wölfe. In Sibirien fuhr ein Bauer im letzten Winter über Land. Er nahm seinen neunjährigen Jungen mit. Auf der Hinfahrt ging alles gut. Als sie zurückkamen, setzte heftiger Schneesturm ein. Sie fuhren über freies Feld und sahen plötzlich Wölfe. Aus der Entfernung kamen sie auf sie zu. Der Bauer trieb seine Pferde zur Eile an, aber die Wölfe waren schneller. Von ihnen umringt, hielt er den Schlitten an, stieg aus, damit er besser schießen konnte. Die größte Dummheit, die er jemals machen konnte. Schon beim zweiten Schuß wurden die Pferde scheu, jagten mit dem Schlitten und dem Knaben davon. Dem Tod entgegen, denn ein Teil der Wölfe folgte ihnen. Der Bauer schoß, bis ihm die Munition zu Ende ging, dann fielen die letzten Wölfe über ihn her. Vorbei!

Die Freßgier des Wolfes ist unerschöpflich, deshalb nennen ihn die Kaukasier das Tier mit dem bellenden Magen. Einen Kampf zwischen Wölfen und Füchsen, wie Goethe ihn schildert, gibt es nicht. Der Wolf verfolgt den Fuchs, wie jedes Wild, und da er Reineke gegenüber der Stärkere ist, wird dieser stets verloren sein, wenn er sich nicht in seinen Bau zu retten weiß. Auch ist er ebenso schlau und listig wie der Fuchs. Die alten Römer nannten deshalb ihren gerissensten Gegner Hannibal — und nicht mit Unrecht — einen durchtriebenen alten Wolf!

Besonders Kindern können Wölfe sehr gefährlich werden. Sie verfolgen sie auf zugefrorenen Seen beim Schlittschuhlaufen, überfallen sie beim Schneeballspiel oder rauben sie aus den Straßen der im Gebirge liegenden verschneiten Dörfer.

Der größte und stärkste von allen Wölfen ist der sogenannte „Grauwolf", der in Kanada und Alaska lebt. Sein Fell ist für Pelze sehr begehrt, weshalb man ihm gern nachstellt. Der eigenartigste Fall trug sich auf dem Winnipeg-See zu. Ein junger Indianer fuhr mit seinem Kanoe im Frühjahr auf die Fischjagd. Plötzlich sah er von mehreren Seiten über die im Schmelzen begriffene Eisdecke Wölfe kommen. Sie stürzten sich ins Wasser und schwammen auf ihn zu. Als guter Schütze erlegte er mit seiner 9 Patronen fassenden Büchse neun von den Wölfen. Jede Kugel traf. Aber dann — fiel er den übrigen zum Opfer. Es war der erste bekannt gewordene Fall, daß Wölfe einen Mann im Wasser töteten.

Ein Deutscher hatte sich in der kanadischen Einöde als Pelzjäger niedergelassen. Er machte mit zwei Kameraden eine weite Schlittenfahrt, um Felle zu erbeuten. Mehreren Silberfüchsen auf der Spur, hatten sie sich von ihren Hütten über Gebühr entfernt. Da überraschte sie die Dunkelheit, und in der Finsternis tauchten vor ihren Augen glühende Sterne auf. Der grüne Schein verriet ihnen, daß es Wölfe waren. Mit einigen Schüssen wurden sie erlegt. Dann hielten sie an und machten Feuer. Inzwischen versuchte der Dritte sein Heil auf eigene Faust. Er kam dabei vom Wege ab und verirrte sich. Die anderen wurden unruhig und warfen deshalb an Holz auf, was sie finden konnten. Der helle Feuerschein sollte ihn wieder zurückführen; gleichzeitig hält er aber auch die Wölfe ab. Die beiden unterhielten das lodernde Feuer während der ganzen Nacht, gaben auch hin und wieder Signalschüsse ab — ihr Kamerad aber kam nicht zurück. Sobald der Morgen graute bestiegen sie die Pferde und ritten nach verschiedenen Richtungen davon, den Freund zu suchen. Der erste war kaum eine halbe Stunde im Sattel, da sah er aus der Ferne Wölfe auf sich zukommen. Das Rudel teilte sich und näherte sich von zwei Seiten. Er schoß sie reihenweise ab, ritt ihnen sogar entgegen. Kaum Zeit, die Flinte aufs neue zu laden, erlegte er die beiden letzten, als sie kaum drei Meter vor ihm waren. Zufrieden, aus diesem Überfall mit heiler Haut davongekommen zu sein, hört er plötzlich seinen Namen rufen. Sich mit dem Pferde wendend, sieht er seinen Kameraden im Galopp vor einer neuen Herde Wölfe fliehen. Zum Glück hing noch ein zweites Gewehr an seiner Seite. Nun pflasterten beide dazwischen — ein förmliches Trommelfeuer — bis auch der letzte von den Wölfen getroffen dalag. Sie hatten im ganzen 27 tote Wölfe gezählt. Die größte Anzahl, die sie je zur Strecke brachten. — Dann setzten sie sich auf einen Baumstamm, der im Walde lag, und teilten ihr Frühstück mit den Pferden. Aber wo war der dritte Jäger geblieben?

Am Abend vorher, im Walde umherirrend, sah er sich zu seinem Schrecken auf einmal einer Menge grüner Lichter gegenüber — Wölfe! Er wußte, daß er allein nichts gegen sie ausrichten konnte. Also kletterte er rasch auf einen Baum. In solchen Fällen stets das Richtigste. Die Bestien näherten sich wie der Wind. Er tötete von oben soviel, als seine Büchse Schüsse hergab. Aber das genügte nicht; mehr als ein Dutzend umtanzten noch den Baum.

Unglücklicherweise fing es auch zu schneien an, der Schnee verwischte seine Spuren, was für die Freunde von großem Nachteil war. Trotzdem entdeckten sie auf dem Baumstamm noch Spuren einer Hand, aus denen zu erkennen war, daß dort ein Mensch gesessen hatte. Also auf der richtigen Fährte! Aus diesem Grunde gaben sie einen neuen Signalschuß ab, bestiegen ihre Pferde und ritten weiter durch den Wald. Bald hörten sie einen menschlichen Schrei. Kam er auch noch aus weiter Ferne, regte er ihre matten Lebensgeister doch zu neuer Hoffnung an. Darum weiter im Galopp und — wieder ein Schuß, dem Freund zu deuten, daß sie in der Nähe sind. Ein neuer Schrei als Antwort. Schnell durchschritten sie den Wald und sahen eine große Wiese vor sich. Dann jenseits durch das Glas ein Rudel Wölfe einen Baum umstehen. Sie ritten näher und feuerten dazwischen, daß sich die Bestien knäuelartig überschlugen. Die letzten flüchteten. Ein Freudenschrei mit Tränen untermischt — sie hatten den Gesuchten gefunden!

In großer Eile holten ihn die beiden herunter und stärkten seine erfrorenen Glieder mit Whisky. Dann nahmen sie ihn abwechselnd aufs Pferd und ritten mit ihm zurück nach ihrem Schlitten. Hier wurde zuerst Tee gekocht, den halb Erfrorenen zu wärmen. Dann fuhren sie zu den toten Wölfen, häuteten den größten Teil von ihnen ab und packten die Felle in den Schlitten. Danach kochten sie ihr Mittagessen und freuten sich, endlich wieder heimzukommen. Aber — das Schlimmste sollte ihnen noch bevorstehen.

Kaum eine Stunde unterwegs, sahen sie sich aufs neue von einer großen Horde Wölfe verfolgt. Der Frost hatte gar zu lange angehalten, und die Raubtiere waren ausgehungert. Die größte Besorgnis der Jäger aber war: es ging mit ihrer Munition zu Ende!

Schon hörten sie das grauenvolle Heulen hinter sich, da schlugen sie auf die Pferde ein, daß diese in den rasendsten Galopp verfielen. Mehr als mannshoch spritzte der blinkende Schnee nach allen Seiten. Eine halbe Stunde lang eine förmliche Teufelsjagd — dann waren die Pferde ermattet und die Wölfe gewannen die Oberhand. Mit heraushängenden Zungen sprangen sie gegen die Pferde an, die sie zum Teil mit ihren Hufen erschlugen. Der Schlitten hielt, die Männer hatten ihre letzten Patronen bald verschossen, da drehten sie ihre Gewehre um und hieben mit den Kolben auf die blutgierigen Bestien ein. Der große Leitwolf wollte die Pferde von vorn anfallen, da spaltete ihm der Deutsche mit der Axt den Schädel. Die anderen hatten ihre Jagdmesser ergriffen und richteten damit ein wütendes Blutbad unter den Wölfen an. 17 von ihnen konnten sie noch die Felle abziehen, die anderen entkamen. Der Schnee war in weitem Umfange rot gefärbt, ein furchtbares Zeichen des Nahkampfes zwischen Mensch und Tier. Aber die Jäger waren gerettet!

Balthasar verbrennt sich den Mund.

Heitere Skizze von Horst Schultz.

Streit um das Mittagessen, Ehezank und die gefährlichen Reize einer Künstlerliebe: Das ganze Schattenspiel der menschlichen Seele wird offenbar in einer heiteren Episode aus dem Leben des vergessenen Tiroler Malers Balthasar Riep.

1736 kehrte er aus Rom in seine Heimat zurück. Seine Ausbildung hatte er beendet. Von dem bunten Treiben der Weltstadt angeregt, fand Riep zu Hause nicht mehr die Ruhe, die dem Bürger anstand. In Füssen führte er ein unbeständiges Dasein und gab sich dem Trunke hin, was ihn nicht hinderte, zwischendurch gute und schlechte Bilder für seine Gönner zu malen und sogar in den Ehestand zu treten. Seiner Frau war er ein treuer Gatte, und mit der gleichen Anhänglichkeit blieb er bei der Malerei und seinem feuchten Lebenswandel.

Balthasar Riep schien sich zu ändern, als seine Frau guter Hoffnung war. Er wurde häuslich und widerstand männlich den Versuchungen seiner früheren Kumpane. Trotzdem fehlte es auch jetzt an Geld. Der Winter stand vor der Tür. In dem Arbeitsraum des Malers qualmte der Ofen. Für den Töpfer reichte es nicht. Balthasar sägte kurzerhand ein Stück Holz aus der Tür, und der Rauch zog durch die Lücke ab. Wenn dafür auch die Kälte hereinfiel, so hatte man wenigstens den Töpfer gespart. Und kein Freund des regelmäßigen Trunkes ist bekanntlich stolzer, als wenn er an den täglichen Notwendigkeiten Geld sparen kann.

Der Maler schien an seinem neuen Lebensstil Freude zu finden, bis das Kind kurz nach der Geburt starb. War es nun aus Kummer oder aus Abneigung gegen Gewohnheiten: Balthasar wurde wieder ein regelmäßiger Gast der Wirtshäuser. Der Rauchabzug erwies sich bald als überflüssig, da in dem Arbeitszimmer nur noch selten geheizt wurde.

Wieder ging die Frau Tag um Tag in die Wirtshäuser, um ihren Mann zu holen. Nichts verstimmte ihn mehr, als wenn nach ihm geschickt wurde. Eines Mittags ließ er sich auf diese Art heimbegleiten. Seine Frau setzte ihm die Suppe vor, die seit zwei Stunden auf dem Herd gebrodelt hatte. Nach dem reichlich genossenen Landwein verspürte Balthasar Riep einen wütenden Heißhunger, und er hatte kaum Platz genommen, als er auch den ersten Löffel zum Munde führte. Aber schon schnellte er von seinem Stuhl hoch. Prustend versuchte er zu schimpfen, brachte aber kein Wort hervor. Seine Frau ahnte nichts Gutes, als sie die Zorneswelle aus den Augen des Malers spürte, und an seinen Bewegungen erkannte sie, daß er sich an der heißen Suppe den Mund verbrannt hatte.

Balthasar preßte seine Zunge gegen den Handrücken. Noch immer konnte er nicht sprechen. Natürlich schob er alle Schuld auf seine Frau. Der Schmerz brachte ihn zur Raserei, und schließlich schaffte er seiner Wut damit Luft, daß er mit dem dampfenden Teller kurzerhand ans Fenster trat und ihn auf die Gasse warf.

So weit nahm der ehemännliche Zornesausbruch einen Verlauf, der weder für die Riep'sche Ehe noch für Tirol noch für das 18. Jahrhundert bezeichnend ist und sich noch heute ähnlich abspielen soll. Was nun folgte, ist bedeutsam und läßt die Lebensweisheit der Frau des Balthasar Riep in einem verklärten Lichte erscheinen.

Sie brach nicht in Tränen aus, sie rang nicht die Hände, sie lief nicht zur Nachbarin und auch nicht zu ihrer Mutter.

Schweigend erhob sie sich von ihrem Stuhl, sammelte die vier Zipfel des Tischtuches in ihre Hände, raffte es mit Geschirr und Speisen zusammen, die sie gebündelt zum Fenster trug und der Suppe nachwarf. Mit lautem Krach schlug das Mittagessen auf die Gasse.

Balthasar verlor bei diesem Auftritt allen Zorn. Er vergaß seine Lippen und sperrte voller Verwunderung den Mund auf. Er fand kein Wort, aber die Frau erriet die Frage, die aus seinem Gesicht sprang. Sie antwortete mit dem klugen Lächeln des liebenden Weibes:

„Ich habe geglaubt, mein Herr wollte heut' auf offener Gasse speisen."



Bunte Chronik



Heirat im engsten Familienkreis.

Der Bauer Vladeta Dimitrow aus Novo Selo an der jugoslawischen Grenze hatte zu seiner Hochzeit mit einer Nachbarstochter „nur" seine und ihre Verwandten geladen. Es kamen 1220 Personen, sämtlich nahe mit dem Hochzeitspaar verwandt. Vladeta Dimitrow mußte zwei Äcker verkaufen, um das Hochzeitsessen, das sich über fünf Tage erstreckte, bezahlen zu können.

*

Weihnachten und Mistel in England.

In England stellt man mit Befriedigung fest, daß in diesem Jahre der Weihnachtsbaumbedarf der Bevölkerung ganz und gar aus den eigenen Forsten gedeckt werden kann. Bisher waren jedesmal große Einfuhren vom Kontinent notwendig. Die zunehmende Verbreitung der Weihnachtsbaumsitte in England, die man früher dort wenig kannte, sind jedoch Veranlassung gewesen, planmäßig Fichtenwälder aufzuforsten. Allerdings besteht immer noch bei der verhältnismäßigen Jugend dieser Anpflanzungen ein Mangel an großen Bäumen. Während so die in England nicht heimische Christbaumsitte jetzt soweit bodenständig geworden ist, daß man ihr mit der eigenen Produktion gerecht zu werden vermag, muß man die Mistelzweige, die seit jeher das eigentliche englische Weihnachtssymbol sind, immer noch größtenteils aus Frankreich einführen. Aber man hat sich vorgenommen, auch hier Abhilfe zu schaffen.

*

Vor dem Berge.

Der große Iffland hatte die Eigenheit, auf der Bühne gern einmal urplötzlich aus der Reihe zu tanzen. Er wollte seine Kollegen erheitern, versetzte sie aber oftmals in die peinlichste Verlegenheit, wenn sie nicht wußten, wie sie den aus dem Stegreif gedichteten Worten des Berühmten so schnell begegnen sollten. Da suchte nun eines Tages einer der Mitspieler den Spieß umzudrehen, indem er mit dem ernstesten Gesicht an einer durchaus unpassenden Stelle in die pathetischen Worte ausbrach: „Da stehen wir nun wie die Ochsen am Berge." Aber Iffland ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er zog in aller Ruhe einen Stuhl herbei und nahm darauf Platz: „Was mich anbelangt . . . ich sitze", tönte es feierlich durch den Raum.



Lustige Ecke





„Bitte, schicken Sie einen kleineren Kellner hierher, mein Mann möchte sich über das Essen beschweren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p. beide in Bromberg